

anwenden, um mich auf den rein gesellschaftlichen Pfaden der Ungefährlichkeit festzuhalten, heute bin ich der Stärkere von uns beiden, heute —“

„Ach nein,“ fiel sie leise ein, „nein, die Stärkere von uns beiden bin immer ich. Aber heute, weil es doch das letzte Mal ist, will ich Ihnen Freiheit geben, und Sie dürfen wenigstens reden, was Sie wollen.“ Und ihr selbst unbewußt glühte es in ihren Augen auf.

Er lachte bitter und nickte ein paarmal mit dem Kopf. „Ja,“ sagte er, „wenn Sie wüßten, was für glutdurchhauchte, formvollendete Reden ich an Sie halten kann, wenn Sie nicht dabei sind. Und jetzt, wo Sie mit so liebenswürdiger Grazie die Schleusen aufziehen und bei Ihnen die Neugierde, auch einmal ein Elementarereignis aus der Nähe zu sehen, die Angst vor der Gefahr überwiegt — nicht wahr, das ist doch Ihre Stimmung? — da versagt der „Grundgescheide“ Dr. Halm. Ich weiß einfach nichts mehr, einfach gar nichts mehr . . . Nur immer das eine Wort, dasselbe: ich hab' dich lieb, ich hab' dich so lieb . . .“ und er beugte sich über sie.

„Nein,“ sagte sie wieder leise, „nicht wild werden. Das hab' ich nicht gemeint. Nur, daß wir alle gesellschaftlichen Vorsichtsmassregeln so weit außer Gebrauch setzen, um uns gegenseitig ins Bewußtsein zu bringen, daß wir einer des andern Frühling schöner gemacht haben. Und wenn ich auch mit leeren Händen für Sie vorübergegangen bin, so freuen Sie sich doch, daß ich an Ihnen vorbeikam. Heute, wo ich ganz anders empfinde, wie lieb Sie mich haben, ist es da nicht genug, wenn ich Ihnen über die Mauer, die zwischen uns steht, die Hand reiche, und dann mit einem Lächeln verschwinde, mit dem Sie mich ewig in der Erinnerung sehen sollen.“ Sie sah ihm wirklich lächelnd in die Augen.

„Sie wissen ja,“ murmelte er, „Sie können mit mir machen, was Sie wollen. Aber wenn dieses Lächeln Ihr letztes ist — dann will ich lieber gehen.“ Er sah nicht hin, als er ihr die Hand entgegenstreckte, die sie mit festem Druck ergriff und nicht freigab, und seine Hand in der ihren, ging sie mit ihm bis an die Tür, ohne daß er sie ansah. Aber bevor er öffnete, legte sie plötzlich beide Arme um seinen Nacken und küßte ihn zweimal auf den Mund. Dann öffnete sie rasch die Türe weit, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als zu gehen.

Sie stand wieder allein in dem kahlen Zimmer und griff an ihre heißen Wangen. Was hatte sie getan! Was war das, was da plötzlich über sie gekommen und Macht über sie gewonnen hatte? Oder war es schon früher in ihr gewesen, ohne daß sie es geahnt hatte? Keiner war ihr bis jetzt nahe gekommen. Ganz unbewußt hatte sie alles für die Stunde aufbewahrt, wo sie ganz rein und schön an sein Herz sinken wollte, weil nichts zu rein und schön für ihn war. Und nun mit all der Erwartung im Herzen, während er vielleicht schon auf dem Wege zu ihr war, hatte sie sich freiwillig berauschen lassen von einer anderen halben Stimme, von anderer unterdrückter Blut. Warum hast du mich so lang warten lassen, schrie es in ihr auf. Du läßt mich ja versinken, versinken!

Die Tür zum nächsten Zimmer wurde vorsichtig geöffnet und Inas Mutter steckte den Kopf durch die Spalte. „Ach, weißt du, Ina, diese ganze Abschiedskur kommt mir auf einmal höchst gezwungen vor,“ sagte sie, nachdem sie mit Befriedigung konstatiert hatte, daß der Doktor gegangen war. „Es ist doch so unwahrscheinlich, daß er sich, wo er eigentlich zwei Jahre Zeit hatte, im letzten Moment erklären wird. Er wird sicher denken, wenn du ihn gern hättest, würde dich keine Großstadt von hier weglocken, denn ernstlich zwingt uns doch gar nichts. Und dabei . . .“

„Mama,“ unterbrach sie gequält. „Ach Gott, ich bin ja so ernüchtert. Dieses ewige Nichtwissen, woran man ist, halt ich nicht mehr aus. Entweder oder. Und dabei diese Arbeit — das ist zu viel für meine Nerven.“ Und sie wollte eben zu schluchzen beginnen, als es wieder klingelte.

„Großer Gott, jetzt krieg ich natürlich wieder die Schürze nicht herunter! Na, Gott sei Dank. Ach ja, der Herr Lehrer. Das ist wirklich hübsch von Ihnen, wir haben gerade noch ein halbes Stündchen Zeit. Das heißt: meine Tochter, denn ich kann Ihnen leider keine Gesellschaft leisten. Die Pflicht ruft. Aber setzen Sie sich doch. Meine Tochter wird Ihnen eine Tasse Tee machen. Wenn Sie keinen Hunger haben, dann lassen wir's. Es ist ohnehin bei uns schon alles in Auflösung begriffen. So eine Übersiedlung — es gibt nichts Ärgeres. Gerad' hab' ich zu meiner Tochter gesagt, warum wir uns das nur angetan haben. Also, Herr Lehrer, ich wünsche Ihnen, daß Sie bald definitiv angestellt werden. Wir werden's ja dann im Blättchen lesen, denn das geben wir nicht auf. Es hat mich sehr gefreut und leben Sie recht wohl.“

„Fräulein Ina,“ sagte er, kaum daß sie allein waren und sah sie treuherzig aus blauen Augen an, „ich komme heute zu Ihnen mit einem Herzen, das ganz schwer von Dank ist. Sie haben mir die Weiblichkeit in ihrer reinen Höhe gezeigt, Sie haben mir geholfen — oder vielmehr bloß Ihr liebes Bild — gegen menschliche Schwachheit anzukämpfen. Nie hätte ich gewagt, Ihnen einen benehrenden Blick — verzeihen Sie das allzufreie Wort — zuzuwenden. Und wehe dem Frepler, der kühn genug wäre — nein, ich kann den Gedanken nicht ausdenken. Und wie Sie mich in allem gefördert haben, das könnte Ihnen die verschwiegene Schublade meines Schreibtisches erzählen. Da liegen sie alle, die Gedichte, zu denen Sie mich begeistert haben. Fräulein Ina, liebes Fräulein Ina, verzeihen Sie mir, daß ich Sie so nenne, aber es ist die Abschiedsstunde, die letzte Stunde, wo ich Ihnen nahe bin, wo ich in Ihre Augen sehen darf, Fräulein Ina, liebes Fräulein Ina . . .“

Sie lächelte. Aber es war ein anderes Lächeln als bei dem andern. Nichts Heißes, etwas Gerührtes lag darin, wie sie dem guten Jungen, dem die Liebe allen Drill der Lehrerbildungsanstalt zu sprengen drohte, in sein süßes Gesicht sah. Du bist ein lieber Kerl, dachte sie. am liebsten möchte ich dir du sagen und dich bei deinem horstigen, blonden Schopf packen und dich herzlich schütteln, damit du endlich lebendig wirst.

„Herr Paul,“ sagte sie dann, „nicht wahr, in der Abschiedsstunde darf ich doch den Titel beiseite lassen? Lieber Herr Paul, es ist so nett von Ihnen, daß Sie so viel von mir halten. Sehen Sie, es gibt sehr viele, die tun's nicht. Und wenn Sie sich jetzt, wo ich weggehe, recht, recht von Herzen unglücklich fühlen, dann will ich's Ihnen gar nicht leichter machen, denn es ist doch wunderbar hübsch, wenn man so recht von Herzen unglücklich sein kann. Sind Sie nicht? Dann kommt einem die Welt noch einmal so schön vor, und es ist einem so bang nach dieser schönen Welt, daß man die Arme ausbreiten möchte — und weinen muß. Und diese Tränen sind so süß. Eine Zeitlang werden Sie wohl auch nicht vor diesem Haus vorbeigehen können, weil es Ihnen jedesmal einen Stich geben wird, wenn Sie andere Vorhänge und dahinter ein fremdes Gesicht sehen werden und am Ende gar ein häßliches, altes. Und wenn die Mama Sie auch nicht aufgefordert hat, so dürfen Sie mir doch schreiben, so lang Ihnen weh zumut ist. Aber dann werden Sie irgendwo ein liebes, kleines Mädel kennen lernen und werden Sie zur Frau Lehrerin machen. Und einmal Sonntags, wenn Sie mit ihr Hand in Hand durch die Wiesen gehen, und sie ganz übermütig vor lauter Glück den Hut schwenkt, dann werden Sie ihr ganz kleinlaut und bedrückt erzählen, daß Sie gar nicht hübsch an ihr gehandelt haben, weil Sie vor ihr schon eine andere lieb hatten. Aber nach einer Weile werden Sie ganz helle Augen bekommen und ihr auseinandersetzen, daß dieses kleine Vorspiel doch ganz gut war, denn sonst hätten Sie sich ja bei ihr nicht getraut, und dann wären Sie beide für's Leben schrecklich unglücklich geworden. So. Und nachdem ich Ihnen diese wunderschöne Rede gehalten habe, will ich Ihnen auch danken für Ihre Liebe und Freundschaft und

Ihren Idealismus und überhaupt für Ihre ganze, schöne, wohlthuende Wärme."

Er nahm die beiden Hände, die sie ihm entgegen-gestreckt halte und schüttelte sie heftig, während er ihr unglücklich in das warme, lächelnde Gesicht sah. Und eine letzte Welle der Erregung, in die sie der andere ver-setzt hatte zusammen mit dem Wunsch, ihm etwas Liebes zu erweisen, und dem Leid über dieses halb mutwillige Kosreisen aus allem Liebgewohnten, trieb sie, seinen Kopf zwischen die Hände zu nehmen und ihn herzlich und doch ein wenig zitternd auf den Mund zu küssen. Er wurde feuerrot und stammelte halblaut: „Das vergeß ich nie, nie.“ Aber sie hatte ganz ihre Ruhe wiedergewonnen und schüttelte lächelnd den Kopf. Und da ging er.

Kaum hatte er sie verlassen, da kam das ganze Gefühl der Entscheidung, vor der sie stand, atemraubend wieder über sie. Es war dunkel geworden, und sie zündete mit zitternden Händen die Lampe an, deren Licht der Leere des Zimmers einen gemüthlicheren Ton gab, und dann hörte sie nichts als das Klopfen ihres Herzens. Da war sie wieder, die quälende Angst, ob es ihr gelingen würde, sich aus dem Versteckensspiel mit ihm herauszufinden, in das sie sich geflüchtet hatte, weil sie in ihrem Innersten in ihm den Herrn gespürt hatte, von dem sie nur im Kampf errungen werden wollte. Und diese Angst löschte alles um sie her aus, daß ihr ein kurzer Laut entfuhr, als sie plötzlich in dem dämmerigen Zimmer sein kräftiges „Grüß Gott“ neben sich hörte, ohne daß sie eine Ahnung gehabt hatte, daß er eingetreten war.

„Was? Sind Sie nervös, Fräulein Ina? Und wo haben Sie denn die Frau Mama?“ sagte er und ließ sich behaglich in ein Fauteuil fallen. „Nein, wie's geht bei Ihnen ausschaut, einfach graulich für ein Schönheits-trunkenes Architektenauge. Und da haben Sie Arme sicher noch mit Lebensgefahr gegen die Mama die paar Möbel aus der Sintflut von Stroh und Sackleinwand gerettet. Schamen Sie, es wäre doch viel hübscher gewesen, Ihre Mama und Sie wären zu mir gekommen und meine Frau Dallenin hätte Ihnen einen Kaffee gemacht — den macht sie nämlich großartig. Ich bitte Sie, die paar Teetassen da sind doch nur leere Versprechungen, denn wer wird so ein Barbar sein und heute einen Tee von Ihnen verlangen! Ja also, dann hätten die zwei alten Damen über Kompottkochen und Mäusefangen gesprochen, und ich hätte Ihnen meine Skizzen aus Spanien gezeigt. Aber das tun Sie doch nicht, was? Das schießt sich doch nicht? — Ah, da ist ja die gnädige Frau. Viel zu tun, nicht wahr? Und das Fräulein Ina und ich unterhalten uns da, das heißt, sie ist heute sehr brav und hört zu, ohne zu nuckeln.“

„Nur auf einen Sprung bin ich hereingekommen, Herr Stadtbaumeister. Ach Gott, wenn ich gewußt hätte, was das für eine Arbeit ist, das Anziehen, ich hätt' mir's wohl überlegt. Lieber abbrennen, wahrhaftig. Ich hab's heut zur Ina gesagt, wenn ich nur wüßte, warum wir uns das angefangen haben. Es wird ja für die Ina ganz gut sein, so ein bißel Großstadtkluft. Sie hat hier ja wenig rechten Verkehr gehabt und mein Bruder wird uns ja sicher alles Mögliche bieten. Wirklich, Herr Stadtbau-meister, Sie sind der einzige gewesen...! Aber hat Ihnen die Ina denn keinen Tee angeboten? Sie wollen keinen? Aber etwas Gebäck müssen Sie essen, das tu ich nicht anders. Es ist doch gräßlich, nur so da zu sitzen. Aber jetzt muß ich Ihnen Adieu sagen, es liegt Ihnen ja ohnehin nichts an so einer alten Frau. Ich muß Ihnen aber doch sagen, daß es mir einmal eine große Freude war, wenn Sie zu uns gekommen sind und daß wir Sie beide sehr entbehren werden. Ja, es war halt doch keine gute Idee mit der Übersiedlung...“

„Wissen Sie, Fräulein Ina, Sie haben eine rührende gute Mama. Sie, mit Ihren blitzblauen Illusionen, haben natürlich kein Verständnis für eine Liebe, die sich auf praktischem Wege äußert. Es ist auch schön von ihr, daß sie uns allein gelassen hat, denn ich hab' viel mit

Ihnen zu reden.“ Er ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab und sog an seiner Zigarre. Ihre Augen begannen zu lächeln und ein Gefühl sanfter Hingabe löste ihre Glieder. Er sah sie nicht an.

„Sehen Sie — ich weiß ja, daß Sie an mir hängen. Wenn Sie auch manchmal geseuchelt haben wie eine Wildkatze — oder ein eiskaltes Gesicht gemacht haben — oder wenn Sie manchmal versucht haben, mit mir zu spielen wie mit Ihrem modernen Doktor — oder mir haben imponieren wollen wie dem kleinen Lehramts-hilfs-kandidaten oder was er sonst ist, dem gegenüber Sie so schrecklich welt- und lebenserfahren sind — was dahinter steckt, das hab' ich doch gleich gewußt. Das weiß ja jeder Mann gleich. Nur die kleinen Mädeln glauben immer, daß man's nicht merkt. Und Sie haben mir ja so gut gefallen, daß Sie es sicher auch gleich gefühlt haben. Aber sehen Sie, das ist halt der Unterschied zwischen einem Mädel und einem Mann. Ein Mädel denkt gleich ans Heiraten und glaubt, weiß Gott, was sie damit hat, und daß damit einfach die Glückseligkeit ad infinitum anfängt. Aber ein Mann, der denkt von selbst gar nicht daran, den muß erst das Mädel darauf bringen und dann springt er nicht so ohne weiteres hinein, sondern schaut sich die Sache recht gründlich an, weil er vielleicht zwei Menschenleben damit verpfuschen kann. Und da bin ich halt auf zwei Dinge gekommen, die ich tun könnte und doch als halbwegs anständiger Kerl nicht tun kann. Das eine wäre, Sie zu heiraten und nach zwei Jahren wieder mit anderen anzubandeln, weil ich das nun einmal nicht lassen kann, und Sie in meinem Haus mit einem blaffen, schmalen Gesicht herumgehen zu lassen. Und das andre wäre — — — daß ich Ihnen gesagt hätte: „Vergiß, daß es so etwas gibt wie das Heiraten. Wir können uns ja auch so lieb haben. So meinen, Sie hätten mich hinausgeworfen, wenn ich so etwas gesagt hätte? O nein, das glaubt man nur, so lange es einem nicht direkt gesagt wird. Aber, sehen Sie, ich hab' an die alte Frau da drinnen gedacht, die nur an Sie denkt, nur noch für Sie lebt, und da hab ich auch das nicht getan. Ich hab' Sie aber nicht weggehen lassen wollen mit dem Gefühl, daß es vielleicht doch noch wird, und ich hab' auch nicht wollen, daß Sie dort in München abends ins Dunkle starren und sich vorstellen, wie die Sehnsucht in mir wächst und wächst, bis ich kommen muß, um Sie zu holen. Ich hab' wollen, daß Sie damit fertig werden. Sind Sie mir böse, Fräulein Ina, weil ich Ihnen das alles gesagt habe?“

Er bemühte sich vergebens zu erkennen, was es für einen Eindruck auf sie gemacht hatte. Sie saß immer noch unverändert da, die Finger leicht im Schoß verschlungen. Er konnte ja nicht fühlen, wie eiskalt diese Finger waren. Von ihrem Gesicht, das der Lampe zugekehrt war, sah er nur den schimmernden Kontur des Profils. Und immer starr in die Flamme schauend, begann sie leise zu sprechen.

„Nein,“ sagte sie, „ich bin nicht böse. Jetzt weiß ich wenigstens, daß ich mich in Ihnen geirrt habe. Das heißt, nicht nur in Ihnen, sondern auch in mir, in der Liebe, im Leben, in allem. Jetzt ist alles leer. Was wissen denn wir Mädeln. Und wie stellen wir uns die Männer vor, die wir lieb haben. So furchtbar einfach, eigentlich nur als eine bestimmte Art und Weise, uns lieb zu haben. Das andere übersehen wir. Es ist ja zum Lachen. Da denkt man, man kennt jemanden durch und durch, und da sagt er einem ein paar Worte und dann sieht man, daß der wirkliche Mensch mit dem andern, mit dem wir Tag und Nacht in Gedanken gelebt haben, gar nichts gemein hat. — — — Und jetzt weiß ich auch, daß ich Sie nicht hinausgeworfen hätte, wenn Sie das andere von mir verlangt hätten, trotzdem ich vor einer Viertelstunde noch geglaubt habe, ich schlag' jedem ins Gesicht, der so was vor mir denkt. Und auch das weiß ich, daß man einen Menschen nicht lieb hat, weil er besser oder mehr ist wie die andern, und daß es also ganz egal ist, ob Sie so sind, wie ich's dachte oder nicht, und daß man sich gar

nicht schämen kann, wenn einer, dem man ganz gleichgültig ist, weiß, wie lieb man ihn hat, trotzdem man sonst glaubt, das wäre das Letzte, was man ertragen könnte —
 „Fräulein Ina,“ sagte er leise, „nehmen Sie es nicht so schwer. Schauen Sie, wir wollen so lustig Abschied nehmen, wie wir sonst auch gewesen sind. Ja?“
 „Ja,“ sagte sie gehorsam und stand auf. Er ging bis an die Tür und sie langsam hinter ihm drein. Knapp

davor blieb er einige Sekunden mit dem Rücken zu ihr wortlos stehen. Dann drehte er sich kurz um und sagte weich:
 „Kleine Ina, wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen. Sollen wir ohne Kuß auseinandergehen?“ und er wollte nach ihr greifen — — —
 „Nein, nein,“ schrie sie auf, „nur du nicht, nur du nicht — — —“



Blumen . . .

Blumen, die man beim Frühlichtschein
 Taufrisch gebrochen am Wiesentain,
 Wege, die keine Wege sind,
 Frühlingswölkchen im Morgenwind,
 Mädchen, die man nach banger Frist
 Fröhlich im Waldesdom geküßt:
 Sind heilig!

Hans Gåfgen, Weisbaden



Von der Nützlichkeit der Nesseln.

Von Bernhard Hagenbach.

(Nachdruck verboten.)

Wenn wir von der „Nützlichkeit“ der Nesseln reden, so erscheint dies zunächst wie ein Scherz oder eine kleine Bosheit, denn das Wort vom „Sich in die Nesseln setzen“ ist allgemein bekannt. Dennoch aber kann heute in allem Ernst vom Nutzen der Nesseln, und zwar an erster Stelle der Brennesseln, gesprochen werden. Bei uns vor allem heimisch sind die große (*Urtica dioica*) und die kleine Brennessel (*U. urens*). Eine der charakteristischsten Eigenschaften der Pflanze, die als Unkraut überall auf Feldern und Äckern, an Waldrändern, auf Bauplätzen und in Gärten sich ansiedelt, besteht darin, daß alle ihre grünen Teile mit kurzen Borsten, sogenannten Brennhaaren — daher der Name — besetzt sind. Es handelt sich bei diesen um eine sehr wirksame Waffe. Die einzelne Borste hat an ihrem freien Ende ein kleines, schräg aufgesetztes Köpfschen, unter dem sie sehr dünn ist, sodaß das Köpfschen bei der leisesten Berührung abbricht. Geschieht dies wirklich, so erhält die Borste eine scharfe Spitze und entleert ihren Inhalt — man hat sich unter einem solch einzelnen Haar eine Art Röhre vorzustellen — ihren giftigen Inhalt. Wie das „Brennen“ der Nessel zustande kommt, ist nun ohne weiteres klar. Gerät die Haut mit einem Nesselhaar in nahe Bekanntschaft, so springt das Köpfschen ab, die Spitze dringt in die Haut ein und ergießt den scharfen Inhalt der Borste in die Wunde, wodurch eine je nach der Empfindlichkeit der Haut mehr oder weniger starke Entzündung eintritt.

So bösartig nun auch die Brennessel erscheinen mag, sie hat doch auch ihre guten Seiten. Da höre man zunächst, was der kriegswirtschaftliche Ausschuß des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung in einer an die Presse ergangenen Anweisung über „Gemüse, die nichts kosten“, mitgeteilt hat: „Die auf Schuttplätzen, an Dämmen usw. wachsenden altbekannten Brennesseln (*Urtica urens*) werden mit Handschuhen gepflückt, dann wie Spinat belesen und behandelt und geben so ein gesundes Gemüse. Wenn später die Triebe länger werden, pflückt man nur noch die Spitzen ab, da die unteren Teile dann etwas zähe sind.“ Also: die Brennessel kann, in den Dienst der Kriegswirtschaft gestellt, nicht unbeträchtlichen Nutzen gewähren. Abriegen kennt man den Wert der Nesseln als Nahrungsmittel schon recht lange. Johann Heinrich Helmuth schreibt im 7. Band seiner kurz nach der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts in Leipzig erschienenen „Gemeinnützigen Naturgeschichte des In- und Auslandes“ über die große Nessel (*Urtica dioica*): „Die Nessel wird gewöhnlich für ein schädliches Unkraut gehalten. Allein diesen Namen verdient sie nicht. Die jungen Sprosse sind im Frühling essbar

und geben ein gutes Gemüse. Für das Vieh ist sie ein gesundes und nahrhaftes Futter und kann auch getrocknet unter den Häcksel geschnitten werden. Die grünen jungen Blätter dienen dem Federviehe zur Speise, wenn sie klein gehackt und mit anderem Futter vermischt werden.“

Lesen wir in dem genannten Buch in der Schilderung über die Brennessel weiter, so begegnen wir Bemerkungen, die uns mit einer weiteren nützlichen Eigenschaft unserer Pflanze bekannt machen. „Die Stengel kann man“, so heißt es da, „wie den Flach und Hanf zu Garn verarbeiten. Denn wenn man solche auf eben die Art wie diese behandelt, so erhält man davon eben solche Fasern, die sich hecheln und zu einem so zarten Garne spinnen lassen, daß daraus eine sehr feine Leinwand gewebt werden kann. Ehemals wurde in der Picardie aus den großen Brennesseln ein sehr feines Gewebe gemacht, welches Nesseltuch genannt wurde. Heute (also um 1900) wird es aber nicht mehr verfertigt. Was unter diesem Namen verkauft wird, ist entweder aus leinenem oder baumwollenem Garne gewebt worden. Zu St. Quentin machte man noch jetzt statt des ehemals daselbst gewebten wahren Nesseltuches ein feines Gewebe aus Leinen, das ins Graue fällt. . . . In Rußland werden noch heutzutage aus dem Garn der großen Brennesseln Fischnetze und mancherlei Kleidungsstücke verfertigt und die Chineser sollen das Garn davon unter die Seide mischen und auf solche Art einige seidene Zeuge verfälschen.“ In der Tat wurde die Bastfaser der großen Brennessel vor Einführung der Baumwolle in Deutschland und anderwärts zur Herstellung von Nesselgarn und Nesseltuch benutzt. Indessen sind die Gespinnmethoden, die dem Mittelalter bekannt waren — u. a. wurden in Leipzig Nesselfasern bearbeitet — im Laufe der Zeit verloren gegangen. Die Bezeichnung Nessel für feine Baumwollgewebe kommt von echtem Nesseltuch her. Nach Angaben aus der Fachliteratur der Textilindustrie ist die Nesselfaser seidenartig, sehr fein und widerstandsfähig, kühl anzufühlen und kann zu feinen Gespinnsten benützt werden. In Bemühungen, Verfahren zur Verarbeitung der Nesselfasern zu finden, fehlt es seit Langem nicht. Anfangs der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gelang es u. a. Emil Seidel in Plauen i. V., eine Methode zu entdecken. In jüngster Zeit hat der Professor an der Wiener Universität, Oswald Richter, Angaben über die von ihm gemachte Erfindung eines Ersatzes der Baumwollfaser durch Brennesselfasern bekannt gegeben und über seine Untersuchungen und deren Ergebnisse im Berliner Ingenieur- und Architektenverein

einen Vortrag gehalten. Dabei führte er u. a. aus, das Problem der Spinnbarkeit der Brennesselfasern beruhe auf der Möglichkeit, diese von ihren Holzbestandteilen zu lösen. Ein Verfahren, diese Trennung bei verhältnismäßig geringen Kosten zu erzielen, ist von Professor Richter nach seinen eigenen Mitteilungen ausfindig gemacht worden. Nach Ansicht des Wiener Gelehrten wird der Anbau der Brennessel im Großen künftig sehr lohnend sich gestalten. Im Anschluß an seinen Vortrag zeigte Professor Richter in Berlin aus Brennesselfasern gewonnenes Garn, das sich von Baumwollgarn durch nichts unterscheiden soll. Stoffe aller Art zur Herstellung von Kleidung und militärischen Ausrüstungsstücken wurden, so wird weiter berichtet, vorgelegt, die einerseits wegen ihrer großen Haltbarkeit, zum andern wegen der Festheit des Gewebes auffielen. Eine besondere Eigenschaft der Stoffe soll darin bestehen, daß sie viel Farbe auffaugen und sich deshalb gut färben lassen. Ferner sei den Stoffen in hohem Grade die Fähigkeit eigen, durch Imprägnierung für Wasser undurchlässig gemacht zu werden. Man sieht, es wurde nicht zu viel gesagt, als eingangs davon die Rede war, die Brennessel sei eine nützliche Pflanze.

Zur Familie der Urticaceen, der die Nesseln angehören, rechnet man auch das sogenannte Chinagrass, die nach dem deutschen Botaniker Boehmer benannte *Boehmeria nivea*, die Ramie-Pflanze, eine der gewöhnlichen Brennessel ähnliche Nesselart, die indessen keine Brennhaare besitzt. Die Bezeichnung Chinagrass ist recht un-

zutreffend, denn um ein Gras im eigentlichen Sinne handelt es sich nicht. Auch stammt die Ramie keineswegs nur aus China. Sie wird neben China auch in Japan, Indien, Assam, Sumatra, Algerien, Ägypten usw. kultiviert. Die Anpflanzung der Pflanze geschieht nach einer Darstellung von Professor Otto Johannsen in dem von Geheimrat Dr. A. Miethe herausgegebenen Werk „Die Technik im zwanzigsten Jahrhundert“ durch Wurzelschößlinge, die nach Erreichung der Erntehöhe abgeknitten werden, sofort aber von neuem emportreiben, sodaß bis zu vier Ernten jährlich gewonnen werden können. Der Stengel ist etwa fünfzehn bis zwanzig Millimeter dick und ein bis zwei Meter lang. Die Entholzung ist ziemlich schwierig. Das Rosten nach der gewöhnlichen Methode greift die Fasern zu sehr an und ist infolgedessen nicht anwendbar. Von dem getrockneten Stengel läßt sich der Bast fast überhaupt nicht mehr ablösen, die Entholzung (Degummierung) kann mit Vorteil nur vom grünen Stengel erfolgen, was mit der Hand oder der Maschine geschieht. Die Faser ist nach der angegebenen Quelle weiß und bedarf nur geringer Bleichung. Sie besteht aus reiner Zellulose und hat beträchtlichen Glanz. Die Ramie ist in erster Linie für alle Arten Effektgewebe, Besatzstoffe, Tischwäsche usw. geeignet. Wegen ihrer hervorragenden Widerstandsfähigkeit findet sie auch bei der Herstellung von Glühstrümpfen Verwendung. So ist, im ganzen betrachtet, die Nützlichkeit der Nesselpflanze eine recht bedeutende.

Litauische Stoffe und masurische Teppiche.

Ostpreussische Bauernkunst.

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

Die deutsche Mode, die als eine wichtige Kulturschöpfung aus den durch den Weltkrieg uns aufgezwungenen Verhältnissen geboren werden soll, wird auch an jenen urwüchsigen und bodenständigen Erzeugnissen des deutschen Hausfleißes nicht achtlos vorübergehen dürfen, die noch hier und da in stillen Dörfern dem Ansturm der Fabrikware standgehalten haben. Und da findet sie einen fruchtbarsten Boden der Anregung in Ostpreußen, in der Provinz des Reiches, die bisher am weitesten ablag von dem gleichmachenden und so manches schöne Alte vernichtenden Strom der modernen Kultur. Hier in unserer Nordostmark haben sich noch so manche Formen der Bauernkunst bis in unsere Zeit hinein glücklicherweise bewahrt, und besonders sind es die Webereien und Stickerien, die ja im übrigen Reich einen guten Ruf besitzen. In Ostpreußen ist der Webstuhl noch ein hochgehaltenes und eifrig benutztes Wahrzeichen des Bauernhauses, das von jenen dem Städter schon so fernen Tagen erzählt, da die deutsche Hausfrau die Stoffe für ihre Tracht selbst verfertigte und ihnen damit einen einzigartigen Persönlichkeitswert verlieh. Was uns heute unter dem Namen der sog. litauischen Stoffe noch einen Begriff von ostpreussischer Bauernkunst vermittelt, ist aber zum großen Teil Fabrikware, die weder im Stoff noch im Muster echt ist. Wie im übrigen Deutschland, so war auch in der Nordostmark die Volkskunst in einem Rückgang, ja fast im Aussterben begriffen, und erst das tragische Schicksal Ostpreußens, das dieser Provinz im deutschen Herzen eine neue Liebe und ein neues Interesse erworben hat, lenkte auch wieder die Aufmerksamkeit auf die wirklich guten Arbeiten dieser Art. In verschiedenen Ausstellungen zeigte man Proben solch bäuerlichen Kunstgewerbes und ist jetzt bestrebt, die alte Überlieferung zu neuem Leben zu erwecken und der Gesamtkultur Werte zu retten, die zu verkümmern drohten. Die eigenartigen und einzigartigen Formen und Farben, die sich in der ostpreussischen Volkstracht entfaltet, verdienen ein eingehenderes Stu-

dium, wie es ihnen in allerneuester Zeit die Gattin des Königsberger Provinzialkonservators, Frau Prof. Dethleffen, gewidmet hat.

Als die kunstgewerblich begabtesten unter den Bewohnern Ostpreußens haben sich von altersher die Litauer bewiesen, deren Nationaltracht noch unter ihnen lebendig ist. Ihnen ist besonders eine Freude an hellen und starken Farben eigen, die schon aus der vorgeschichtlichen Urzeit als zuerst beobachtetes Merkmal auftaucht. So klingt aus Herodots sagenhafter Schilderung der Bewohner des Ostseegestades die Kunde her, daß diese lettisch-preussischen Urbewohner des Landes sich von den finnischen Völkerschaften durch ihre helle Kleidung unterschieden. Durch das litauische Volkslied zieht sich wie ein stets wiederkehrender Refrain das Lob der lichten, bunten Farben und die Abneigung gegen dunkle Kleider. „Kleide Dich, mein Schätzchen, wenn auch nur in Halbgrau,“ ruft der Litauer seinem Mädchen zu, „andere Frauen sind wie Blumen, Du bist wie ein schwarzer Käfer.“ Mit weißen Schafen vergleichen die Dämos die Schultertücher der Mädchen und mit leuchtenden Schwänen die festlichen Röcke der Männer. Wie bunte Vogelflügel, wie Blumen oder wie der Wald in Frühlingspracht strahlen die Kleider der Frauen, und von der Buntheit der Tracht heißt es:

Welche Muster blühen nicht
In der Lade junger Mädchen:
Hier erblühen Marquardflügel,
Dort erblühen Wagenräder.“

Oder die Schöne singt:

„Der Wald möchte so blühen,
Wie meine Tücher blühen.
Wo hat der Wald solche Blüten,
Wo hat er die roten Garne?“

Die Vorliebe für bestimmte Farben, wie für Rot und Grün, hängt hier aufs engste mit mythischen Vorstellungen, mit der Farbensymbolik zusammen, die im Grün Glück und Liebe, im Rot Heilkraft und Gesundheit

verkörpert sieht. So ward aus ihrem Glauben und Aberglauben den Litauern der Antrieb zu jener *färbekunst*, die sie zu so hoher Vollkommenheit entwickelt haben. Das Volkslied verrät uns auch die Pflanzen, die zum Färben benutzt wurden: die Farben werden nämlich mit dem Namen der Pflanzen bezeichnet, aus denen sie gewonnen sind, und noch heute sind solche alten Recepte in Geltung und verleihen den Stoffen eine einzigartige Kraft und Dauerhaftigkeit in der Farbe. Stets wurde nur das Garn gefärbt, niemals das Gewebe. Sehr mühsame Verfahren werden angewendet: die Pflanzen werden zerkleinert, mit dem Garn gekocht, mit Brot oder Grütze behandelt; das Garn wird in warmer Molke getränkt und die Pflanzenasche als Beize gebraucht.

So tritt uns die Litauerin in dem Schmuck ihrer farbenfreudigen Tracht entgegen: mit dem bunten weiten faltigen Rock, der Marginne, die von der großen Schürze, einem Meißerwerk der Stickerin, bedeckt ist. Das Mieder läßt die gestickten Achselstücke des Hemdes frei, und darüber trägt sie entweder einen leichten Überwurf, die Katenka, oder eine warme Jacke mit haushändigen Ärmeln, die Poverfittis. Die Volkstracht der Männer ist bereits arg verstümmelt und verblaßt; nur die Güte und Haltbarkeit ihrer „Wandröcke“ zeigt an, daß das Tuch, der sog. Wand, noch „Hausmacherarbeit“ ist. Die litauische Borte, die einen so feinen Schmuck der Kleidung bildet, steht mit uralten Formen der Wirkerei in Zusammenhang, die sogar an altägyptische Webetechniken gemahnen. Besonders eigenartig und reizvoll ist das Weben der Bänder, die in der litauischen Tracht eine große Rolle spielen und in schmalerer Form zum Aufschürzen, in breiterer als eine Art Gürtel dienen. Die breiten Bänder, die sogenannten Jostas, die auch bei dem Fehlen der Strümpfe in der altlitauischen Kleidung zum Umwickeln der Beine benutzt wurden, sind häufig wahre Wunder kunstvollster Handarbeit. Die Litauerin ist stolz auf die Pracht der Farben, die sie dabei herausbringt; Grün setzt sie neben Blau und belebt die Grundtöne durch bunte Verzierungen, die nicht selten aus Buchstaben bestehen und sich zu einem Spruch über das ganze Band hin vereinen. In prachtvoll geformten Buchstaben sind hier Bibelsprüche und Gesangbuchverse eingewirkt, aber auch Volksliedstrophen und derbe Sprichwörter, die dem urwüchsigen Humor sein Recht verschaffen. Sehr mannigfaltig ist der Kopfschmuck der Litauerin. Der *Kaisztis* der jungen Mädchen ist ein weißer Aufsatz von Spigen und Blumen, den ein Kränzlein umwindet. Zumeist aber begnügt sich die Jungfrau mit dem Schmuck ihrer Haare, jener blonden Flechten, die in den Dainos so viel besungen werden. Die verheirateten Frauen tragen eine weiße Haube, deren Form und Anfertigungsart auf uralte Vorbilder zurückgehen, wie sie in den Gräbern aus vorgeschichtliche Zeit gefunden wurden. Die *Spizetechnik*, die hier verwendet wird, ist eine höchst merkwürdige Vorstufe des Klöppelns, wobei die Fäden in ähnlicher Weise verschlungen werden, aber der im Klöppel aufgewickelte, also bis ins Unendliche zu verlängerte Faden auf ein kurzes Maß beschränkt ist. Wo in Ostpreußen sonst noch Spigen gefertigt werden, ist dies auf den Einfluß der Salzburger zurückzuführen, die im 18. Jahrhundert in die Provinz einwanderten, als in ihrem Lande die Spizenkloppelei in höchster Blüte stand. Manche Spizenarten und gewebten Borten zeigen auch Verwandtschaft mit der russischen Technik.

Diese Webereien und Stickerien der Litauer bilden den Höhepunkt des ostpreussischen Hausfleißes. Aber auch in anderen Teilen des Landes hat die Volkstracht ähnliche Blüten gezeitigt. Die masurischen und ermländischen Frauen lieben ebenfalls starke, grelle Farben, die durch vorzügliche Färbemethoden erzielt werden. Auch sie schmücken ihre Kleider und Hauben mit schönen Stickerien. Besonders berühmt sind die köstlichen Gewebe der *ermländischen Hauben*, die jedoch zum größten Teil auf Klosterarbeit zurückzuführen sind und daher nicht in das Bereich der Bauernkunst fallen. Wunder-

voll ist jedenfalls, was an diesen Hauben, von denen das Königsberger Prussia-Museum eine reiche Sammlung besitzt, in Gold- und Seidenstickerei, in Brokat- und Gobelinstoffen geleistet wurde. Mehr bodenständige Arbeit zeigen die prächtig verzierten ostpreussischen Kopf- und Schultertücher, deren Technik in einer Mischung von Stickerin und Durchbrucharbeit besteht und die eine Fülle vorbildlicher Muster und Verzierungen aufweisen. In sonstigen Erzeugnissen des ostpreussischen Hausfleißes sind sehr geschickte Stroh-Arbeiten zu erwähnen, die noch heute vielfach angefertigt werden. Die Hauptzierstücke sind ganze Kronleuchter, die aus gekochtem Hafersirob bestehen und wie Gold glänzen. Auch auf bunte, lustig verzierte Handschuhe legt die Litauerin großen Wert, und eine Art Batikkunst wird bei der Herstellung der bunten Ostereier angewendet, auf denen allerlei Zeichnungen, Zahlen und Verse zu lesen sind. Aberhaupt war es der Stolz und der Ehrgeiz der jungen Bauernmädchen, einen möglichst großen Schatz an schönen, selbstgefertigten Sachen zusammenzubringen, und der Besitz einer Fülle solcher Kostbarkeiten machte die Schöne in den Augen ihrer Bewerber noch begehrenswerter.

Die eigenartige Volkstracht der Masuren, die von dem künstlerischen Empfinden dieses merkwürdigen Volkes ein beredtes Zeugnis ablegte, ist heute fast völlig ausgestorben. Wie bedeutungsvoll der Hausfleiß sich aber hier entwickelt hatte und wie reiche Möglichkeiten künstlerischer Betätigung in diesem Bauernvolk schlummern, beweist eine seltsame Blüte des masurischen Kunstgewerbes, von der wir erst in jüngster Zeit Kunde erhalten haben. Es ist die *masurische Teppichweberei*, eine Technik, die in einfachsten Formen doch alle Farbenpracht des Orients entfaltet. Es scheint wie ein wunderliches Spiel des Zufalls, daß gerade auf diesem so kulturfernen Boden ein Produkt des üppigen Euzus, wenn auch nur für kurze Zeit, gedeihen konnte. Das Entstehen dieser masurischen Knüpfteppichindustrie steht mit dem Tatareneinfall vom Jahre 1658 in Zusammenhang. Die raubenden und mordenden Horden haben hier den Keim einer Kunstfertigkeit aus dem fernen Orient hinterlassen, der sich dann selbständig entfaltete. Da die Teppiche nur aus einer ganz bestimmten, harten, glänzenden Wolle gewebt werden können und solche Wolle nur bei einer bestimmten Sorte von Schafen vorkommt, müssen wohl die Tartaren solche Schafe nach Masuren mitgebracht haben, und irgend ein kunstsinziger Kreis, über den wir nichts Näheres wissen, wird in dem armen Lande die Teppichindustrie gefördert haben. Die Zahl der masurischen Teppiche, die man bisher zusammengebracht hat, ist nicht sehr groß, aber die Stücke sind von einem ganz eigentümlichen Reiz. Jedenfalls ist es ausgeschlossen, daß, wie man früher gemeint hat, diese Teppiche etwa aus dem Orient mitgebracht und hier zurückgelassen wurden. Wenn sie auch in Farbe, Technik und Muster von den morgenländischen Vorbildern abhängig sind, so machen sie doch einen durchaus bodenständigen Eindruck und offenbaren die Stimmung einer eigentümlichen Volkskunst. Ihre Knüpfung ist viel gröber; die Muster sind häufig unverstanden und weichen in charakteristischen Linien von der orientalischen Ornamentik ab; Jahreszahlen und anderes Derartiges ist eingewebt. Nachahmende, nachempfindende Hände waren hier an der Arbeit und haben etwas Neues geschaffen.

Diese exotische Blume der ostpreussischen Teppichweberei, die sich so rätselhaft in der einsamen Stille des masurischen Landes entfaltete, sie kann uns als eine Art Symbol erscheinen für die unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten, die die echte Volkskunst besitzt: sie offenbart zugleich an einem besonderen Beispiel den Schatz vortrefflicher alter Techniken, feiner Muster und gesunder, derber Schönheit, den die ostpreussische Bauernkunst umschließt und der durch Erhaltung der Überlieferung, durch Belebung und Veredlung ihrer Formen für die deutsche Mode, für das deutsche Kunstgewerbe nutzbar gemacht werden könnte.

Angeprochen.

Ein Dialog von **Michael Cbarol**, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Personen: Sie: elegant, jung, hübsch, vornehm.

Er: elegant, jung, hübsch, vornehm.

Schauplatz: Ein einsamer Rundweg in einer Parkanlage.

Sie spazierten langsam durch den Park, bleibt öfters stehen, um die Parkanlagen zu betrachten. Man merkt, daß sie sich langweilt.

Er (geht denselben Weg etwa 20 Schritte hinter ihr her. Dann holt er sie ein, grüßt höflich und fragt teilnahmsvoll): „Ist es Ihnen sehr langweilig, gnädiges Fräulein?“

Sie schaut ihn entrüstet an, wendet sich weg und geht, ohne zu antworten, weiter.

Er (holt sie wieder ein): „Mir ist es auch sehr langweilig. Die Natur allein kann uns nicht vollständig fesseln. Wir müssen schon mehr haben, als nur die schöne Umgebung, wenn wir uns nicht langweilen sollen. Finden Sie nicht auch?“

Sie (schroff): „Nein!“

Er (lächelnd): „Doch! Sie hätten sonst nicht das Buch zum Lesen mitgenommen.“

Sie (ihn halb belustigt, halb ärgerlich anschauend): „Was wollen Sie eigentlich von mir?“

Er: „Sie etwa 10 Minuten unterhalten. So lange brauchen wir ungefähr bis der Rundweg zu Ende ist.“

Sie: „Aber ich will ja nicht von Ihnen unterhalten sein.“

Er: „O doch, das wollen Sie schon. Sehr gern sogar. Sie meinen nur, es schickt sich nicht für Sie, sich ansprechen zu lassen.“

Sie: „Wenn ich aber sage, daß ich nicht will.“ . . .

Er: „So ist es eben, weil es sich nicht schickt.“

Sie: „Meinetwegen auch deshalb.“

Er: „Wie paßt der: a dieses Vorurteil zu Ihnen? Zu Ihren freien Lebensanschauungen?“

Sie: „Meinen freien Lebensanschauungen?“

Er: „Dazu, daß Sie sich schmeicheln, nicht prüde zu sein.“

Sie (erstaunt): „Woher wissen Sie das alles von mir?“

Er: „Sie tragen „Marie Madeleine“ als Lektüre mit.“ . . .

Sie: „Und?“

Er: „Und das sagt, daß Sie keine Feindin der leichten Unterhaltung sind.“

Sie: „Bin ich auch nicht. Muß man mich aber deswegen ansprechen?“

Er: „O nein, deswegen nicht. Bloss um unsere Langweile zu zerstreuen.“

Sie (aufgebracht): „Danke für Belehrung.“

Er: „Bitte, keine Ursache. Doch warum haben Sie das Vorurteil, daß Sie nicht antworten sollen, wenn man Sie anspricht?“

Sie: „Es ist kein Vorurteil. Ich mag mich nicht mit jedwem unterhalten.“

Er: „Sollen Sie auch nicht. Doch mit mir“ . . .

Sie (ihn unterbrechend): „Sie sind mir nicht bekannt.“

Er: „Deswegen habe ich Sie angesprochen.“

Sie: „Sie sind mir nicht vorgestellt worden.“

Er: „Sie können ja denken, irgend jemand hat mich Ihnen vorgestellt.“

Sie (spöttisch): „Es geschah nicht!“

Er: „Geseht den Fall es wäre gestern geschehen, ohne daß wir uns weiter unterhalten haben. Heute aber treffe ich Sie hier und beginne zu Ihnen zu sprechen. Was tun Sie?“

Sie: „Ich antworte natürlich.“

Er: „Noch viel mehr. Sie beginnen bezaubernd zu lächeln, antworten mir in liebenswürdigster Weise, geben sich die größte Mühe geistvoll und unterhaltend zu sein; kurzum Sie versuchen sich in das beste Licht zu setzen, selbst wenn ich noch so fad und langweilig wäre. Nicht wahr?“

Sie: ??

Er: „Bin ich Ihnen aber nicht vorgestellt und spreche Sie an, um Sie zu unterhalten, da mag ich Ihnen noch so gefallen, da mag Ihnen das Gespräch noch so interessant sein, was tun Sie? Sie versuchen so schroff und abweisend zu sein, wie Sie nur können. Auch wenn es Ihnen nicht gut steht. Ist das nicht ein Vorurteil?“

Sie: „Nein! Denn wer Sie vorstellt, bürgt für Sie.“

Er: „Können Sie für Ihn selbst bürgen?“

Sie (schweigt).

Er: „Und müssen Sie immer erst von jemand hören, ob Ihnen einer gefallen soll oder nicht?“

Sie (lächelt): „Das nun nicht. Aber der Schein trägt.“

Er: „Trauen Sie sich so wenig Urteilsfähigkeit zu, daß Ihnen andere sagen müssen, mit was für einem Menschen Sie gerade sprechen?“

Sie: „Nein! (Pause.) Wie Sie das darsteilen, scheint es auch manchmal ein Vorurteil zu sein. . . .“

Er: „Na, endlich sehen Sie es ein. Lang genug hat es gedauert, bis ich Sie überzeugt habe.“

Sie: „Sie scheinen darin gut Bescheid zu wissen?“

Er: „Ja, so ziemlich.“

Sie (spöttisch): „Dann darf Ihnen aber nicht entfallen, daß man beim Ansprechen sich vorstellen muß.“

Er: „Ich denke immer daran.“

Sie: „Diesmal aber . . .“

Er: „Auch diesmal dachte ich daran, wagte es aber nicht bei Ihrer so schroff abweisenden Haltung.“

Sie: „Welche Sie jedoch nicht gehindert hat, mich weiter zu begleiten. . . .“

Er: „Und wegen der ich die mir nicht gewährten 10 Minuten dazu verbrauchen mußte, um Ihn n Ihr Unrecht zu beweisen.“

Sie: „Das haben Sie jetzt genügend bewiesen.“

Er: „Und jetzt ist die Zeit um, welche ich mir ausbedungen habe, und auch der Rundweg ist gerade zu Ende. (Stark lächelnd.) Da darf ich Ihnen doch nicht zumuten, sich mit einem unbekanntem Herrn in der Stadt zu zeigen. Bei Ihren Grundsätzen.“ (Mit übertriebenem höflichem Gruß biegt er in einen Seitenweg ein.)

Sie (bleibt einen Augenblick sprachlos stehen und wird dann rot vor Zorn): „Unverschämtheit! Mich so stehen zu lassen!“

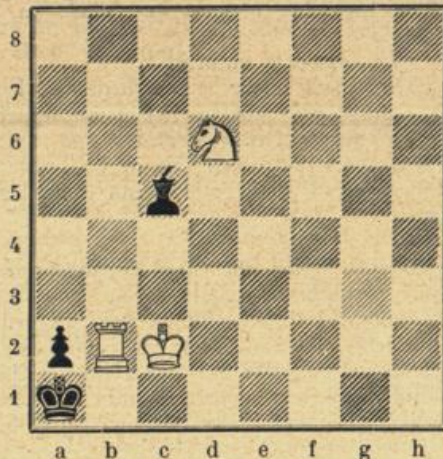




Schach.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatts“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Redigiert von H. Diefenbach.

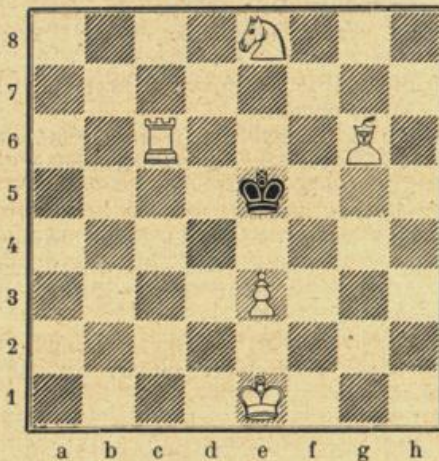
12. Dr. Oscar Blumenthal †.



Matt in 4 Zügen.

Der am 29. April in Berlin gestorbene Lustspieldichter und Kritiker Dr. Oscar Blumenthal war auch ein begeisterter Schachfreund, der nicht nur im Spiel stark, sondern auch im Komponieren von Aufgaben groß war. Ein Lieblingsbuch jedes Problemfreundes bilden seine „Schachminiaturen“, Aufgaben, in denen mit wenigen Steinen eine stets geistreiche Idee gefällig dargestellt wird.

13. Steinitz.



Matt in 3 Zügen.

14. F. Falatz, Hamburg.

(Original.)

Weiß: Kg1, Th8, Lf5, Bd2, e2, e4, g3, h4, h7.
Schwarz: Kh3, Bg4.

Matt in 3 Zügen.

6. Partie.

Französ. Eröffnung. (Gespielt zu Leipzig am 16. u. 23. Jan.)

Weiß: J. Mieses. Schwarz: W. John.

- | | | | |
|-----------|--------|------------|---------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e6 | 7. Lg5—f4 | 0—0 |
| 2. d2—d4 | d7—d5 | 8. h2—h3 | Le7—b4 |
| 3. Sb1—c3 | Sg8—f6 | 9. f2—f3 | c7—c5 |
| 4. e4×d5 | e6×d5 | 10. Sg1—e2 | Sb8—c6 |
| 5. Lc1—g5 | Lf8—e7 | 11. 0—0 | c5—c4 ¹⁾ |
| 6. Dd1—d2 | h7—h6 | 12. g2—g4 | b7—b5 |

- | | | | |
|-------------|----------------------|-------------|------------|
| 13. g4—g5 | Sf6—h5 | 30. Sc3—d1 | Sd4—c6 |
| 14. g5×h6 | g7—g6 | 31. Df4—g3 | Te1—e7 |
| 15. Th1—g1 | Lc8—f5 | 32. Lf1—g2 | Te7—d7 |
| 16. Se2—g3 | Sh5×g3 | 33. Sd1—e3 | Lf5—e6 |
| 17. Lf4×g3 | Kg8—h7 ²⁾ | 34. h3—h4 | c4—c3 |
| 18. Lg3—e1 | Ta8—b8 | 35. b2×c3 | Dd8—a5 |
| 19. Dd2—f4 | Lb4—d6 | 36. Td2—d3? | Da5×a3 |
| 20. Df4—h4 | Ld6—e7 | 37. Kc1—d2 | Da3—d6 |
| 21. Dh4—f4 | Sc6—b4 | 38. Dg3—f2 | d5—d4 |
| 22. Td1—d2 | Le7—d6 | 39. c3×d4 | Sc6×d4? |
| 23. Df4—h4 | Tf8—e8 | 40. Se3—d5! | Le6×d5 |
| 24. a2—a3 | Ld6—e7 | 41. Df2×d4 | f7—f5 |
| 25. Dh4—g3 | Sb4—c6 | 42. Lg2×d5 | Tb8—d8 |
| 26. Td2—c2! | Sc6×d4 | 43. Kd2—c1! | Dd6×d5 |
| 27. Te2—d2 | Le7—g5 | 44. Dd4—f6 | Dd5—g8 |
| 28. f3—f4 | Lg5×f4 | 45. h4—h5! | g6—g5 |
| 29. Dg3×f4 | Te8×e1† | 46. Tg1×g5 | Aufgegeben |

¹⁾ Dieser Zug engt das Spiel des Gegners ein. — ²⁾ Auf Dd8—a5 würde 18. Dg5 (mit der Drohung Df6), f7—f6, 19. Df6: g6×f5, 20. Lg3—c7† usw. folgen. — ³⁾ Die beste Antwort. — ⁴⁾ Schwarz hätte mit Sc6—b4 Gewinnstellung erlangen können.



Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus folgenden Silben sind Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen einen Ausspruch des großen Kurfürsten ergeben. Die Worte bezeichnen: 1. Eine japanische Provinz, 2. diplomatische Schriftstücke, 3. ein nordisches Säugetier, 4. eine Muse, 5. einen israelitischen Priester, 6. einen Sportverein, 7. ein rares Lebensmittel, 8. eine Büberin, 9. einen Berg im Harz, 10. eine Eigenschaft, 11. eine griechische Göttin, 12. eine alttestamentarische Persönlichkeit, 13. ein Verbrechen, 14. einen erstgeborenen Sohn, 15. einen persischen König, 16. eine Jahreszeit, 17. einen Verräter.

a, aa, al, ban, bu, bu, but, chen, cho, klub, da, e, e, früh, gend, hund, i, il, kad, la, le, lei, ling, mag, na, ne, ne, ne, ni, no, on, phi, ran, raub, re, ri, sau, sen, sen, si, stein, ten, ter, terp, tes, the, tu, u, zar, ron.
v. F.

Scharade.

Die ersten zwei schenkt uns ein Tier,
Wie Zucker süß sie schmecken Dir,
Die dritte aber kannst Du sehn
Am heitern Abendhimmel stehn.
Das Ganze nennt Dir eine Zeit
Im Leben, voller Süßigkeit.

Umstellrätsel.

Aus den nachfolgenden Wörtern sind durch Umstellen der Buchstaben neue Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben in derselben Reihenfolge eine vielgenannte Stadt auf dem Balkan bezeichnen.

Gras, Nagel, blau, roh, Ratten, Lido, Skier, Silen.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 6.

Bilderrätsel: Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist. — **Verschieberätsel:** Kaiser Franz Josefs Tod. — **Kreuzrätsel:** Bode, Boma, Bogen, Made, Magen, Degen.